



FOTOS: ULRICH GEHNER / TEAMWORK / DER SPIEGEL

**Hamburger Hansaplatz:** Bürgerliches Quartier oder Heimat für weniger Begüterte, für Ausländer und Außenseiter?

PROSTITUTION

# Der Kampf um den Hansaplatz

Verträgt sich Wohnen in restaurierten Bürgerhäusern mit einem Straßenstrich vor der Haustür? Im Hamburger Stadtteil St. Georg hat der Senat ein generelles Anbahnungsverbot für Freier erlassen – seitdem gibt's Zoff. *Von Bruno Schrep*

**M**ittwochnachmittag im Hamburger Bahnhofsviertel, die Sonne scheint. Ein Mann Mitte fünfzig, Bart, Brille, Halbglätze, nähert sich wie zufällig einer dunkelhaarigen jungen Frau in engen Jeans. „Wie viel?“, fragt er leise. „30 Euro“, lautet die Antwort, „und 10 fürs Hotel.“ „Okay.“

Mit langsamen Schritten geht die Frau zum Hotel Alt St. Georg am Hansaplatz, der Mann folgt ihr im Abstand von 50 Metern. Bevor beide im Eingang verschwinden, drehen sie sich mehrmals um. Folgt ihnen jemand? Fotografiert jemand? Trägt jemand eine Uniform?

Das Geschäft mit dem schnellen Sex ist gefährlich geworden. Männern, die Prostituierte ansprechen, drohen neuerdings Geldbußen bis zu 5000 Euro.

„Die Freier trauen sich kaum noch her“, klagt die Hure Tanja, „die meisten haben Angst.“ Die 38-Jährige mit den langen, braunrot gefärbten Haaren, nach eigenen Angaben HIV-infiziert, schwer zuckerkrank und dringend auf das Geld vom Straßenstrich angewiesen, findet kaum

noch Kunden: „An manchen Tagen sind es gerade noch einer oder zwei.“

Genau das ist gewollt. „Die Straßenprostitution ist zurückgegangen“, freut sich Hamburgs Innensenator Michael Neumann, ein geschmeidiger SPD-Mann, „es gibt eine wahrnehmbare Veränderung.“ Doch der Zwiß über seine neue Strategie hat gerade erst begonnen.

„Verordnung über das Verbot der Kontaktaufnahme“ heißt die Vorschrift im Bürokratendeutsch. Seit sie gilt, ist der lange schwelende Zoff um die Zukunft eines ganzen Stadtteils neu entbrannt. Gestritten wird um Grundsätzliches.

Soll St. Georg, das enge Straßengeflecht zwischen Hauptbahnhof und Außenalster, zu einem überwiegend bürgerlichen Viertel mit vielen Eigentumswohnungen, schicken Geschäften, hippen Lokalitäten und Familien mit Kindern werden? Oder soll der Stadtteil zumindest teilweise auch eine Heimat für weniger Begüterte, für Außenseiter, Ausländer und Verlierer bleiben, mit billigen Mieten, billigen Kneipen und hässlichen Begleit-

umständen wie Straßenprostitution, öffentlichem Alkoholismus und Hehlerei?

Für die mit absoluter Mehrheit regierenden Sozialdemokraten ist der Fall klar: Der Straßenstrich soll verschwinden, am liebsten in einsame Industriegebiete. Olaf Scholz, dem Ersten Bürgermeister, steckt noch das Trauma von 2001 in den Knochen, als die SPD die Sehnsucht vieler Bürger nach mehr Sicherheit ignorierte, die Mehrheit in der Bürgerschaft verlor und den unfreiwilligen Türöffner für den Rechtspopulisten Ronald Schill spielte.

Der Kampf um die Gentrifizierung, wie die Umwandlung von städtischen Quartieren im Soziologenjargon heißt, wird in der Hansestadt nun ähnlich erbittert geführt wie in vielen anderen europäischen Großstädten. Mitglieder von Vereinen, Initiativen und Bündnissen gehen mit Kampfschriften, bei Versammlungen und an Runden Tischen aufeinander los.

Der Bürgerverein St. Georg, gegründet 1880, vertritt die Mehrheitsmeinung der Anwohner. „Wohnen muss absoluten Vorrang haben“, verkündet der Vorsitzende

Helmut Voigtland, ein soignierter Herr mit grauweißem Haar, feinen Manieren und einem Mitgliedsbuch der SPD. Er strebt ein lebendiges Viertel mit viel Kultur an, mit Märkten und Straßenfesten, aber ohne käuflichen Sex.

„Auch Prostituierte haben hier Rechte“, erklärt dagegen Michael Joho vom alternativen Einwohnerverein. Der Alt-Linke, ein Veteran der DKP, wettet gegen die neue Regelung, die einzig zum Ziel habe, die lästig gewordenen Frauen aus dem Stadtteil zu verjagen. Dahinter steckten vor allem die Käufer von Eigentumswohnungen und jene Mieter, die sich die teuer sanierten Luxusapartments dieses Viertels leisten könnten. Das seien nicht einmal klassische Konservative, moniert Joho verächtlich, sondern eher Grünen-Wähler, smarte Yuppies, die unter sich sein wollten. Dabei habe es auf St. Georg schon immer eine Rotlichtszene gegeben: „Die Frauen waren zuerst da.“

Der Ton eskaliert. Bewohner, die keine Prostitution mehr wollen, werden im Internet in die Nähe von Nazis gerückt. „Unter dem Deckmantel der bunten Vielfalt kommt hier ein biopolitischer Rassismus zum Tragen“, heißt es in einer feministischen Streitschrift.

Aktivistinnen aus der linksradikalen Szene, die Prostitution bislang als chauvinistische Unterdrückung und Ausbeutung ablehnten, verteidigen den Straßenstrich in St. Georg plötzlich als wichtige „Sexarbeit“. Die Frauen würden eine gefragte Dienstleistung erbringen, erklärt dazu das feministische Bündnis „Recht auf Straße“, sie dürften keinesfalls aus dem Stadtteil verdrängt werden. Nur hier könnten sie – im Gegensatz zu anderen Vierteln – ohne Gefahr für Leib und Leben ihrem Gewerbe nachgehen.

Im Mittelpunkt des Konflikts steht der Hansaplatz, einer der schönsten und berühmtesten Plätze Hamburgs. In der Mitte sprudelt ein Brunnen, ragt ein Denkmal 17 Meter hoch. Es wurde einst errichtet, um die Macht der Hanse zu symbolisieren. Die Frauenfigur ganz oben hält in Siegerpose einen vergoldeten Dreizack in der linken Hand. Für 2,5 Millionen Euro hübschte der Senat den Ort zuletzt auf – mit neuem Pflaster, neuen Lampen, neuen Bäumen. Doch die Stufen unterhalb des Denkmals sind ein Treffpunkt für Gescheiterte geblieben. Dort hocken an manchen Tagen Männer und Frauen mit Bier- und Weinflaschen, es wird gezankt und gebrüllt, und schon gegen Mittag ist die Umgebung oft mit Glassplittern, Essensresten und leeren Dosen übersät.

„Jeden Tag ärgere ich mich über diesen Schandfleck“, empört sich Antje K. aus der Nachbarschaft. Sie muss morgens auf dem Weg zur Arbeit über den Platz radeln, fährt meist im Zickzackkurs, um den Scherben und dem Müll auszuweichen. Das ist die eine Seite.



Hure mit Freier in St. Georg  
Gefährliche Verabredung



„Hansa-Treff“-Wirt Simsit  
Pfahl im Fleisch



Polizeikontrolle im Sperrgebiet  
„Die meisten sind arme Mädchen“

Doch am Hansaplatz gibt es fast alles: aufwendig restaurierte Gründerzeitfassaden und schlichte Wohnblocks aus den fünfziger Jahren, schicke Cafés und schmuddelige Kaschemmen, Kunstgalerien und Sexshops. Und nirgends prallen die Unterschiede direkter aufeinander als im Haus Nummer 6. In dem prächtigen Gebäude, aufgeteilt in Eigentumswohnungen mit Stuck und altem Parkett, leben Kreative und Manager, Chirurgen und Werbefotografen. Eine Wohnung gehört dem ehemaligen Hamburger Bürgermeister Ole von Beust, der sie an den früheren Justizsenator Roger Kusch vermietet hat. Neben der Haustür hängt ein Schild: „Aufenthalt und Alkoholkonsum sind im Eingangsbereich nicht gestattet.“

Im zweiten Stock wohnt der Designer Harald Richter, ein großer, streitbarer Mann mit markanter Brille; ein Künstler, der Kataloge für Museen entwirft, der die Welt vorwiegend unter ästhetischen Gesichtspunkten wahrnimmt. Richter ist Mitbegründer der Initiative Hansaplatz, die Unterschriften gegen die Prostitution gesammelt hat. Für die Linken im Stadtteil taugt er zum Feindbild. Fragt ihn jemand nach dem „Hansa-Treff“, der Kneipe im Souterrain von Hausnummer 6, bildet sich auf Richters Stirn eine steile Falte, und seine Stimme wird lauter: „Das ist der Pfahl im Fleisch dieses Hauses.“

In der verqualmten, dunklen Kellerkneipe, für die noch ein alter Mietvertrag besteht, verkehren vor allem jene Menschen, die Richter weit weg wünscht: Huren nebst Begleitern und Aufpassern, Alkis, die hier bei Regen unterschlüpfen, Feministinnen aus der Unterstützerszene, die sich einmal die Woche zum Stammtisch treffen. Mehmet Simsit, der Wirt, kennt am Hansaplatz fast jeden, und fast jeder kennt ihn. Der türkischstämmige kleine Mann – immer in Bewegung, immer wachsam – weiß genau, welcher Ladenbesitzer demnächst aufgibt, wer gerade gegen wen stänkert.

Für viele Prostituierte ist der 41-Jährige eine Vaterfigur, manche nennen ihn Papa. Er übersetzt bei Verständigungsproblemen, hilft beim Ausfüllen von Formularen, vermittelt bei Stress mit der Polizei.

Früher war er Mitglied in der CDU und im liberalen Bürgerverein. Heute schlägt sein Herz links und für seine Gäste. Er ist in die SPD eingetreten und hat sich den Fundis vom Einwohnerverein angeschlossen. Seinem größten Ziel, auf dem neugestalteten Hansaplatz Tische und Stühle aufstellen zu dürfen wie andere Wirte auch, hat ihn das bislang nicht nähergebracht. Alle Anträge wurden abgelehnt: Die Gäste könnten, so hieß es, womöglich noch mehr Lärm und noch mehr Dreck am Hansaplatz verursachen – eine Entscheidung, die den Wirt erzürnt.

Die Behörden wissen jedoch die Mehrheit der Anwohner auf ihrer Seite. Elise

Peters zum Beispiel wohnt mit Ehemann und der fünfjährigen Tochter in einer nobel eingerichteten Wohnung am Hansaplatz. Doch vor der Haustür stehen oft Trauben biertrinkender Männer, dazwischen die Frauen vom Bordell nebenan. Die Tochter wird oft angequatscht, manchmal auch angefasst. „Was passiert, wenn sie älter ist und hier allein durchgehen soll?“, fragt die Mutter.

Gisela B., Wohnungseigentümerin am Hansaplatz, findet es empörend, dass die Freier, „dieses notgeile Gesocks“, nicht einmal Huren von normalen Frauen unterscheiden könnten. Oft werde sie selbst von „primitiven Kerlen“ bedrängt und bis an die Haustür verfolgt. Und Christiane Schweigmann, die einen kleinen Laden für alternative Medizin betreibt, berichtet wütend von Sex auf offener Straße: „Dann laufe ich hin und schimpfe so lange, bis die aufhören.“

Streng genommen dürfte es in St. Georg keinen käuflichen Sex geben. Schon 1980 erklärte der Senat das Viertel zum Sperrgebiet. Weil die Einhaltung des Verbots viele Jahre lang kaum überwacht wurde, entwickelten sich aber im Stadtteil extreme Formen von Prostitution.

Am Hansaplatz und in den umliegenden Straßen boten sich heroinsüchtige Minderjährige an; im Hotel Fortuna am Hansaplatz, das heute Universum heißt

und immer noch eine Absteige ist, starben innerhalb von zwei Jahren sechs Menschen an einer Überdosis.

Erst als die Stadt Sozialstationen wie das „Ragazza“ gründete, wo sich drogensüchtige Huren von Sozialarbeitern und Krankenschwestern verarzten, verpflegen und einkleiden lassen können, wurde das schlimmste Elend gemildert, heute prägen die Süchtigen nicht mehr das Straßenbild.

Seit der EU-Erweiterung 2007 stehen in St. Georg nun Frauen mit Vornamen wie Milena, Gyuldzhihan oder Snejana. Sie stammen aus Bulgarien und Rumänien, sind meist katholisch erzogen und aus der Provinz in den Großstadtsumpf geraten. Ihr Anteil auf dem Straßenstrich rund um den Hansaplatz wird auf über 80 Prozent geschätzt. Mit ihnen reisten Scharen junger Männer an; Verwandte, Beschützer, Antreiber, Abkassierer.

Der 20-jährigen Anatolia mit dem offenen, runden Gesicht, die sich gegenüber ihren Kunden Nancy nennt, wurde von jenen, die sie nach Deutschland lockten, ein Job als Köchin offeriert. Die Vorstellung, dass sie jetzt für 30 Euro jedem



**Anwohnerin Peters, Tochter:** „Was passiert, wenn sie älter ist?“

Mann ins Hotel folgt, egal ob dick oder dünn, alt oder jung, schmutzig oder sauber, hätte sie früher als absurd abgetan. Warum sie es trotzdem macht?

Eltern und Geschwister in Bulgarien warteten dringend auf das Geld, berichtet sie, der Vater verdiene umgerechnet nur 150 Euro im Monat. Es gehe ums Überleben. Die Eltern dürften jedoch nie erfahren, woher ihre Einnahmen stammen. „Die würden mich verstoßen“, glaubt sie fest, „ich wäre nicht mehr ihre Tochter.“

Zehnmal wurde Anatolia erwischt, wie sie Männer zum Sex überreden wollte, in drei Fällen koberte sie ausgerechnet Zivilbeamte. Die Staatsanwaltschaft hat sie angeklagt, dem Verbot „beharrlich zuwidergehandelt zu haben“. Die Anklageschrift kann sie nicht einmal lesen.

„Die meisten sind ganz arme Mädchen“, weiß Polizeioberkommissar Thomas Bähr, ein Milieuaufklärer, der keine Anzeigen schreibt, sondern herauszufinden sucht, ob die einzelnen Prostituierten freiwillig hier sind oder nicht. Seine Erkenntnis: Die meisten osteuropäischen Frauen werden zur Prostitution gezwungen, manche sogar geschlagen. „Ich sehe oft Verletzungen“, berichtet der Beamte.

Die wenigen verbliebenen deutschen Huren hassen die fremde Konkurrenz. „Die gehen sogar für 5 Euro mit“, schimpft Anna, eine propere 25-Jährige, die mindestens 50 Euro verlangt. Hinterher würden die Männer von den Ausländerinnen beklaut, der Ruf aller Frauen werde so systematisch ruiniert.

Auch Gitti, Mutter von zwei Kindern, ist sauer: „Die nehmen einem die Plätze und die Männer weg, halten sich nicht an Regeln, haben kein Benehmen“, klagt die Hamburgerin. Seit Tagen finde sie keinen einzigen Freier, drehe eine Nullrunde nach der anderen. Am Hansaplatz kämpft jede gegen jede.

Nur in einem Punkt sind sich die Huren einig, egal, woher sie kommen: Die Wut auf das neue Anbahnungsverbot, das auch für sie gilt, verbindet selbst so unterschiedliche Szene-Originale wie Dagmar, die älteste Veteranin vom Straßenstrich, und Melissa, die Transe aus Bulgarien.

Dagmar, die alle nur „Daggi“ nennen, geht seit über 40 Jahren in St. Georg an-schaffen, jetzt ist sie ganz unten ange-langt: Die Haare zerzaust, die Klamotten zerschissen, der Alkoholpegel hoch. Sie lebt in der Vergangenheit, schwärmt von spendablen Männern mit Bündeln von Geldscheinen. Heute wagten sich wegen des Verbots kaum noch Männer ins Revier: „Du kannst sie zählen“, sagt Daggi.

„Ich weiß nicht, wie ich meine Miete bezahlen soll“, klagt Melissa, kramt aus der Handtasche eine leere Geldbörse hervor. Den Transvestiten, kräftige Figur, blonde Perücke, hochhackige Stiefel, grellrot geschminkte Lippen, drücken Schulden, weil er mit Kunden erwischt wurde und Strafen aufgebrummt bekam. Die Situation sei absurd: Einerseits solle er für die Bußen aufkommen, andererseits untersage man ihm, sein Geld wie bisher zu verdienen. „Kaum steckt man die Nase vor die Tür, sind schon die Bullen da.“

Donnerstag, 15 Uhr, Polizeikommissariat 11 am Hamburger Steindamm. Die elfköpfige Dienstgruppe „Operative Aufgaben“, gegründet, um das Straßenstrichverbot zu überwachen, hat Schichtwechsel. Zwei Uniformierte starten zur Fußstreife ins Viertel, eine Farce: Wo immer sie auftauchen, flüchten die Dirnen in die umliegenden Kneipen, ins „Rund um die Uhr“, ins „Moin, Moin“ oder in die

„Windstärke 11“. Kaum sind die Polizisten weg, sind die Frauen wieder da.

Zwei Zivilfahnder sind erfolgreicher. Von weitem beobachten sie eine Kontaktaufnahme, folgen dem Paar ins Stundenhotel, Einheitspreis für zwei Personen: zehn Euro. An der Rezeption erfahren sie die Zimmernummer, klopfen an der Nummer acht, überraschen die bulgarische Prostituierte Verena bei der Geldübergabe. Ihr Begleiter, ein seriös wirkender Herr von 81 Jahren, schimpft laut über die „Polizeischikane“, so etwas habe es hier früher nie gegeben: „Das ist ja das Allerletzte.“

Beide erhalten einen Bußgeldbescheid über 200 Euro. Bei jedem weiteren Verstoß erhöht sich der Tarif um das Doppelte; gegen Verena wird zudem ein Platzverweis ausgesprochen. Nur eine Stunde später wird die Bulgarin erneut bei der Freiersuche aufgegriffen. Polizisten haken sie unter und führen sie aus dem Bezirk.

Kurz darauf taucht Verena, getarnt mit einer Perücke, wieder am Hansaplatz auf.



**360°-Foto:  
Der Hansaplatz  
im Panorama**

Für Smartphone-Benutzer:  
Bildcode scannen, etwa mit  
der App „Scanlife“.